

Andreas Stichmann

Jackie in Silber

Erzählungen

· **mairisch** verlag

[mairisch 19]

1. Auflage, 2008

© mairisch Verlag 2008

www.mairisch.de

Lektorat: Peter Reichenbach

Korrekturat: Annegret Schenkel

Umschlaggestaltung: Carolin Rauen | www.carolinrauen.com

Umschlagfoto: kallejipp@photocase.de

Autorenfoto: Finn-Ole Heinrich | www.pipe-up.de

Satz: Peter Reichenbach

Druck: Friedrich Pustet KG, Regensburg

Alle Rechte vorbehalten

Printed in Germany

ISBN 978-3-938539-09-5

Inhalt

Alleinstehende Herren	7
Wasserleiche	15
Bussardweg	33
Malealea	49
Die Blumen	71
Hey Hoppmanns	81
Goldbarrenmann	87
Schnurrbart	97
Wer ist Rex Huhmann?	113
Frances stirbt	117
Der goldene Stern	133

Alleinstehende Herren

Wenn der Nachmittag schwer wird und Schatten aus den Wolken fallen, wenn die Ameisen in Ritzen flüchten, weil es draußen kalt wird, wenn es drinnen warm wird, gehst du raus und kackst hinter die Hochhäuser. Aus der Grube krähen Fahrradspeichen, Kühlschränkleichen und Rostgerippe. Ein Hauch von Abenteuer.

Du schreitest durch das pudrige Licht der Laternen, die Arme hinter dem Rücken verschränkt. Du siehst imaginäre Passanten laufen, grüßt mit dem Nicken eines Generals. Erschrickst, wenn du dich im Schaufenster lachen siehst. Nur selten begegnest du wirklich noch einer späten Oma, die ist dann plötzlich sehr echt.

Paul, der im ersten Stock wohnt, macht jetzt alles. Du gehst mittags raus, da steht er mit seinem Hot-Dog-Stand an der Straße. Du gehst wieder rein und rufst beim Kinoprogrammservice an, Paul ist dran und sagt: »Sie wünschen?« Du gehst in die Fußgängerzone, da steht Paul als Känguru und verteilt Reisebürowerbung. Wahrscheinlich ist er einsam, du kennst das, du kennst das. Oft genug wachst du verdattert auf und denkst: Hier bin ich wieder, mit wem rede ich denn? Dann drehst du dich noch mal um und willst dem ganzen Quatsch entgehen, aber etwas sagt dir: Schlaf nicht so lange, Schlaf kann Menschen trinken. Putz Zähne, steck eine Münze in den Tag. Schließlich bist du der Hootscha-Kutscha-Mann. Und du stehst auf und richtest die Wohnung her, denn gleich kommen die Jungs vom Club der einsamen Männer. Da will das Fruchtgummi auf den Tisch gestellt sein, da will die ganze

Wohnung im warmen Gewand sich zeigen. *Go on*, zwitschert das Radio, der neueste Hit der Zitronengirls.

Paul klingelt um drei. Er trägt seine Pizzabotenuniform, nimmt dir den Staubwedel aus der Hand, klopft dir damit lustig auf den Kopf und fragt: »Wo ist der Korn?« Kurz darauf kommt auch Henneberg. Ihr seid drei Freunde in der Welt. Du wirst gebraucht, man erwartet Schlagfertigkeiten. Wer kann so schön potztausend sagen wie du? Keiner ja wohl, und darauf kommt es an. Nach der ersten Runde Memory wird Henneberg symbolisch. Er nennt die Weiber einen Kühlschranksverein, dumpf summend, voller Milch und Wurst. Dazu hebt er den Finger. Auch Paul guckt weinerlich. Und jetzt kommt dein Spruch: »Das ist eben so. Wer wären wir, wären wir nicht alleine? Wer will Kaffeemaschine oder Engel sein? Es ist wie beim Memory, Pärchen kommen raus. Trinken wir noch einen, das Leben ist lang.« Da gucken sie dich an, und ihre Tränen trocknen. Du bist der Ramba-Zamba-Mann.

Später fragst du: »Jungens, wollen wir mal spazieren gehen?« Aber da ist es schon Abend, und die Jungens sind weg. Also gehst du alleine raus, Spaziergang ist schön. Da stehen die Sterne am Himmel, für jeden Menschen einer. Da wirfst du Steinchen an Lieselottes Fenster, bis sie den Kopf heraussreckt: »Neinnein!«

Du denkst: Neinnein? Warum nicht einfach mal Ja?

Wach auf, steh auf, geh bummeln. Sieh die neuesten Kettensägen im Fenster. Riech im Bücherladen den Schöner-Lebensduft, kauf *Die tausend tollsten Witze*. Ein Vorrat an Witz lässt die Frauen miauen. Und anschließend in den Vogelladen. So ein kleiner Franz oder Fritz im Käfig. Was würde denn der Verkäufer empfehlen? Einen Sittich oder Piepmatz, eine

Macke oder Meise? Paul sagt: »Das müssen Sie schon selbst wissen, mein Herr.« Und du nimmst erst mal nur den Käfig, das ist ja schon mal nichts.

Montag: Der Club geht im Vorstadtpark Rollschuh laufen. Sportlich vorbei an Baum, Hund, Baum. Das macht das Kreuz robust und die Muskeln geschmeidig. Vornweg Paul, mit den Händen hinter dem Rücken. Dann Henneberg und du, euch gegenseitig stützend. Die Fräuleins weichen wortlos aus. »Herrschaftszeiten«, sagt Henneberg, auf der Parkbank verschnaufend, »wo kommen die nur alle her? Gott muss einen riesigen Topf voller Mädchenpampe haben, da greift er rein und formt Arme, Beine, Zöpfe. Streut allem noch eine Prise Unerreichbarkeit zu, denn das ist der Hauch des Lebens, jaja.«

Am Dienstag trifft Paul seine *Witwe*, *motorisiert* aus dem Anzeiger. Ihr anderen zwei hängt vor der Fensterscheibe des Italieners und seht zu. Paul sitzt so weit ganz souverän am Tisch, einer riesigen, lächelnden Nase gegenüber. Der Kellner kommt, der Kellner geht. Als die beiden das Restaurant verlassen, guckt ihr weg und kennt Paul nicht. Nur zwei zufällige Herren, die einen Sportrülpswettbewerb machen. Paul schüttelt der Dame die Hand. Die Dame geht und steigt in den Bus. Paul guckt traurig. »Habt ihr diese Nase gesehen?« Zärtlich klopft ihr dem Kumpel die Schulter. »Alter Junge, vielleicht beim nächsten Mal!« Dann zieht ihr unsicher grölend in den Imbiss 5000 und stellt euch zu den Karikaturen an den Tisch. Paul wagt ein Spielautomatenspielchen, er erntet Kleeblatt, Herz und Stern. Du sagst: »Potttausend.« Henneberg hebt den Finger.

Lieselotte hat gesagt, einen Tee könne man ja mal trinken. Du duschst den ganzen Morgen, dann reibst du dich mit Kokosöl wund. Pünktlich um kurz nach zwei stehst du vor ihrer Tür. Du hast Rosen dabei und setzt dein dreieckiges Lächeln auf. Als Lieselotte in der Tür steht, merkst du, dass die Rosen kitschig sind. Heute kommt man zufällig vorbei, nur so, vielleicht ein Teechen? Ach, warum nicht, ehe ich mich totschlagen lasse, ein Tässchen geht rein. Anis-Fenchel-Kümmel oder Hagebutte?

Sie nimmt dir die Rosen ab und legt sie in die Spüle. Du denkst: Ihr Mund ist wie eine Blume, und ihre Augen sind wie zwei schöne Blumen. Ihr setzt euch auf ihre linksradikale Couch. Sie erzählt von dem Igel, den sie als Kind verarztet hat. Wie schön sie ist, so wunderschön doof. Ihre Socken geringelt, ihre Nase weich, wie sie Tee rührt und plaudert dabei. Wie sie dich nie ansieht beim Reden, immer Fingernagel guckt, Zucker vom Tisch fegt. Und wie fremd es riecht, nach Ananassaft.

Um vier kommt der große, schöne Punk, mit ihm ein Hauch von Büffel und Musik. Lieselotte stellt dich vor: »Das ist mein ganz besonderer Kumpel.« Sie stellt ihn vor: »Mein zukünftiger Mann.«

Warum ist es nie anders, als es ist? Du verabschiedest dich. Du schlenderst draußen herum. Die Nacht, sie naht auf samtenen Tatzen. Dort der alte Straßenclown unter der Laterne. Er sieht aus wie ein Kinderschänder und dreht seine Leier. Es ist Paul. Er sagt: »Willst du meine Lebensweisheit hören?« Er zeigt auf seine Lebensweisheiten-Tafel, auf der mit Kreide etwas von Regenbogen und Traumtränen geschrieben steht. Dann schmeißt er dir ein Bonbon an den Kopf und sagt: »Geh nach Hause.«

Am Donnerstag hört man Gepolter im Hof. »Polterabend«, sagt Henneberg zart. Jemand reicht euch Dosenbier, ihr stellt euch dazu. Hässliche Zettel zerschmeißen Geschirr. »Seit wann heiraten Punks?«, fragst du. Paul klopft dir auf die Schulter: »Nimm's nicht so schwer.«

»Glück auf«, ruft ein Punk und zerschmettert zehn Teller.

Am Wochenende geht der Club auf Tour, warum auch immer zu Hause saufen? Es geht zum Jahrmarkt, dort steht ihr vor dem Riesenrad. Die sich drehenden Frauen, wie Hähnchen am Spieß. Paul trifft seine motorisierte Nase am Zuckerrattestand. Ihr staunt nicht schlecht: Sie wartet im Minirock, und ihr Körper ist allerhand. Aber ihr wollt den Freund nicht stören, ihr schießt euch lieber für Kuscheltiere um Kopf und Kragen. Henneberg kauft den Kindern einer jungen Mutter sieben Eis. Du selbst probierst Späßchen bei einer eisigen Diva. Aber sie lächelt nur und sagt: »Geh weg.« *Puff* macht es an der fantastischen Bude. Der sprechende Affe zersägt die Frau mit dem Bart. »Henneberg«, sagst du, »sondieren wir die Lage!« Aber da ist es schon Nacht, und Henneberg ist weg. Also steigst du in die Bahn, als letzter Schrei, also kriechst du ins Krokodilmaul deines Bettes und lässt dich verdauen. Stehst auf als Knochen. Der Nicht-Vogel schweigt, und beim Frühstück spürst du dein Hirn. Ein säuerliches Brennen in den Schläfenlappen.

»Tja, ihr Flitzpiepen«, sagt Paul nachmittags im Imbiss 5000. Man habe noch Cocktails getrunken und sei dann zu ihr. Er habe in Anbetracht der Lage über einiges hinwegsehen können.

»Offene Beziehung«, sagt er. »Entspannte Sache.«

»Goldhochzeit?«, fragt Henneberg betrunken.

»Nee, Cocktails«, sagt Paul. »Entspannter Jazz, Sex mit Verhütung.«

»Schweinebraten«, sagt Henneberg und hebt den Finger.

»Nee, vielleicht gemeinsam Ostsee«, sagt Paul. »Abenteurer, Nacktbadestrand.«

»Fortpflanzung«, fordert Henneberg. »Gemeinschaftsgrab!«

Und als Henneberg später *Verzweiflung* sagt, winkt Paul nur ab: »Das ist doch überholt.«

Dienstagabend, Gedichtegruppe. Unten bei Paul im dritten Stock. Paul kaut Bleistift und dichtet ganz wacker. »Was reimt sich bitte auf *Busen, so warm?*« Auch du bist ganz Zeilenbruch und Anapher. Nur Henneberg liest lieber in einem Reiseprospekt: »Lassen Sie sich von der Südsee verzaubern. Hier ist die Frau noch Frau, hier wird der Fisch noch auf Holzkohle gegrillt. Genießen Sie den Meerbusen, Beachlife pur.«

»Die Mädels warten dort sicher schon auf dich«, lacht Paul.

»Warum nicht«, sagt Henneberg. »Solide Typen sind immer gefragt.«

Paul schäkert: »Sagt mal, Mädels, wer ist denn dieser solide Typ da vorne? Ist das nicht der berühmte Henneberg? Was für ein Mann, ich werd schon ganz wuschelig!«

Paul steht auf und taumelt zum Kühlschrank: »Huh, dieser Henneberg, da werde ich mir gleich mal meine Südseetitten einölen! Vater, schlachte schon mal ein Gnu für die Hochzeitszeremonie! Huh, dieser Henneberg, oh Götter, oh Liebe!«

»Du Fuzzi«, brüllt Henneberg plötzlich, schubst Paul in den Bücherschrank und stampft aus der Tür.

Am Mittwoch denkst du: Was ist denn jetzt los? Hausbewohner tragen Möbel aus Hennebergs Wohnung. Lieselotte sagt,

Henneberg habe alles verschenkt und sei vorhin mit Koffer und Hawaiihemd in ein Taxi gestiegen. Ob du ihr helfen könntest, seine Kommode in ihre Wohnung zu wuchten?

Paul hält ein weiteres Taxi an und fordert den Fahrer auf, zu brettern. Im Flughafen trennt ihr euch, du links, Paul rechts. Du gerätst zwischen kirre Uniformen, Außerirdische und Japaner, von denen du nicht weißt, ob sie lächeln oder kauen. Wo ist Henneberg?

Im lautlosen Aufzug schwebst du zum Duty-free, trittst in einen grünen Duft, ein Hauch von Mandel? Vor einem Geschäft für Partymützen läufst du Paul über den Haufen. Zusammen marschierst ihr an führerlosen Bahnen vorbei, an WC, Bankautomat, Prayer Room.

Was ist das für ein künstlicher Tag? Was ist das für ein Pfeifen, wie von Urwaldäffchen?

Auf der Aussichtsplattform findet ihr Henneberg schließlich. Zu seinem schreienden Hemd trägt er eine Spiegelbrille.

»Ich kenne Sie nicht«, sagt er. »Was wollen Sie von mir?«

»Henneberg, du kannst doch nicht einfach verdampfen!«

»Wieso? Haltet ihr mich für spießig? Ich fliege jetzt für immer nach Bora Bora, ihr Fürze! Kokosnüsse, Sonne, Busen, noch Fragen? Alles runde und gesunde«, lacht Henneberg.

»Hula hula«, lacht Henneberg und tanzt ein paar Schrittschen. »Tutti Frutti«, sagt er. Dann friert er plötzlich ein.

Paul fragt: »Alles in Ordnung?«

Henneberg schweigt.

Gemeinsam seht ihr auf das Feld der Startbahnen hinaus. Ihr betrachtet die Spielzeugautos, die zwischen den riesigen, damenhaften Flugzeugen fahren.

Als der Nachmittag weich wird und Sonne aus den Wolken fällt, sitzt ihr draußen vor dem Imbiss 5000. Henneberg kann erst mal bei dir wohnen, das versteht sich von selbst. Nach

dem vierten Bier knöpft er sein Hawaiihemd auf. Du entschuldigst dich und verschwindest hinter den Hochhäusern. Ihr seid drei Freunde in der Welt, man erwartet Wärme. Der Schneematsch verschwindet dahin, wo er hergekommen ist. Schon bald kann man wieder auf Wiesen schlafen. Wie lange hast du nicht mehr auf Wiesen geschlafen? Komm als Abenteurer hinter den Hochhäusern hervor. Guck am Morgen aus dem Fenster, ist es Magie, wie die Autos parken? Sieh Paul: Er fährt mit seinem Eiswagen vor. Sieh Henneberg auf deinem Sofa: Ungeschickt schlafend. Hör den neuesten Hit der Elektrozitronen, *straight on, straight on* (geradeaus, geradeaus).

Wasserleiche

»Es ist Zeit«, sagte Mo. »Wir sollten ihn bestrafen.«

»Wen?«, fragte ich.

»Na, ihn.«

»Erik Morlof, Sebastian Krüger oder William Brian?«

»William Brian«, sagte Mo.

Er schnippte seine Zigarette weg und steckte sich die, die hinter seinem Ohr klemmte, zwischen die Lippen. Das war Mo. Er stand einfach da in seiner dicken Thermojacke, die Red-Bulls-Kappe auf dem Kopf, die Zigarette zwischen den Lippen, und schwieg. Es reichte vollkommen aus. Mehr musste man in diesem Moment nicht tun. Eigentlich hieß er auch gar nicht Mo, sondern Mortimer, aber das war kein großes Thema für ihn.

»Ich heiße Mortimer«, sagte er, »und das ist für mich kein großes Thema, über das ich lang und breit sprechen möchte. Wenn mich jemand Mortimer nennt, sage ich: Das stimmt, ich heiße Mortimer, meine Freunde nennen mich allerdings Mo. Wenn du mein Freund bist, dann nennst du mich Mo, das ist alles. Mehr steckt nicht dahinter.«

»Okay, Mo.«

»Ich kann dich auch freundlich darum bitten, aber ich denke, das wird nicht nötig sein.«

»Nein, Mo, das ist nicht nötig. Ich verstehe, was du mir sagen willst.«

»Gut, dann hätten wir das geklärt.«

Das hatte er ganz am Anfang gesagt. Inzwischen kannten wir uns schon eine Weile und standen jeden Abend zusammen auf der Wiese vor unserem Wohnblock. Wir standen ein

Viertelstündchen, dann ging Mo seiner Wege, und ich ging nach Hause. So war es immer. Aber an diesem Abend kam es anders, an diesem Abend sagte Mo: »Es ist Zeit, wir sollten William Brian bestrafen.«

Wir überquerten die weite Betonfläche vor der leer stehenden Müllcontainerfabrik, und ich dachte, dass es gut war, wie wir hier so langgingen, Mo und ich. Der Himmel schwankte zwischen dunkel und hell, weit draußen konnte man die Umrisse der Wohnblöcke erkennen.

Wir betraten eine große Halle, in deren Mitte ein Sessel stand. Es war Mos Sessel, das merkte man sofort. Er setzte sich hinein. Aus dem zerbrochenen Fenster hinaus sah ich, dass seine Freunde im Anmarsch waren. Es waren ziemlich viele, und für einen Moment sah es aus, als wären es Tausende.

»Du musst dir keine Gedanken machen«, sagte Mo, »Du bist mein Freund, und ich möchte, dass die Jungs dich mögen.«

»Schon okay, Mo, ich mache mir keine Gedanken.«

Dann waren sie da. Sascha, René, Maik, Ronny, Rudi, Justin, Kai, Matze, Malte und Enrico. Mein Bruder Mario war auch dabei. Ich kannte jeden einzelnen von ihnen, aber ich hatte nicht gewusst, dass es Mos Freunde waren. Es kam mir vor, als wüsste ich überhaupt sehr wenig.

Wir setzten uns auf die beiden Matratzen, die vor Mos Sessel lagen. Sascha röstete Tabletten auf einem Stück Alufolie, dann holte er ein Plastikröhrchen raus und gab das Ganze durch. Wir inhalierten den Dampf. Als die Reihe an Mo war, winkte er ab. Er war kein Typ dafür, aber es war klar, dass ihn trotzdem alle respektierten. Sie waren selbst ganz anders, aber Mo war eben Mo.

»Es ist Zeit«, sagte Ronny, »William Brian zu bestrafen.«

»Absolut richtig«, sagte Rudi.

»Dito«, sagte Sascha.

»Vielleicht aber auch nicht«, sagte Enrico.

Wir sahen ihn alle an. Es klang ziemlich seltsam, was er da gesagt hatte, und ich merkte, dass wir jetzt alle auf etwas warteten. Mo hob die Hand. Bisher hatte er noch gar nichts gesagt, aber jetzt schaltete er sich ein, und ich glaube, wir waren alle froh darüber.

»Enrico?«

»Ja, Mo?«

»Das, was du da eben gesagt hast, Enrico, das finde ich nicht in Ordnung.«

»Nein, Mo?«

»Nein, Enrico, und ich sage dir auch, warum. William Brian, das wissen wir alle, verdient eine Strafe. Ich bin keiner, der große Diskussionen anfängt, aber William Brian kennt keine Skrupel, und deshalb verdient er eine Strafe, da erzähle ich uns nichts Neues. Und wenn du jetzt sagst, dass er »vielleicht keine Strafe verdient«, sagst du etwas, das ich ziemlich daneben finde. Weißt du, was ich dir damit sagen will, Enrico?«

»Ich glaube schon, Mo.«

Mo legte den Kopf in den Nacken und sah an die Decke.

Ein Stein kam durch das zerbrochene Fenster hereingeflogen. Ein weiterer Stein zerbrach eine der wenigen Scheiben, die noch nicht zerbrochen waren. Ich ging zum Fenster und sah, dass die Mädchen kamen. Es waren die Mädchen aus dem Heim. Ich erkannte Nicole, Moni, Bibi, Claudia, Anna, Hannah, Cassandra, Nina, Sandy, Ronja und Klara. Ich hatte das Gefühl, dass etwas Entscheidendes auf mich wartete, aber ich wusste nicht, was es war. Ich wusste nur, dass verdammt viele Menschen in der Gegend wohnten, und dass sie sich offenbar kannten. Ich hatte bisher nichts davon mitbekommen, und

jetzt wollte ich herausfinden, was es damit auf sich hatte. Das war alles. Ich war jetzt hier.

Die Mädchen saßen zwischen uns auf den Matratzen und stießen mit Flaschen an. Ein Mädchen, es war Moni, saß direkt neben mir und machte ein klackerndes Geräusch mit den Zähnen. Sie ließ die Augen von links nach rechts wandern, lächelte und machte dieses Geräusch. Sie hatte das gewisse Etwas. Aber Nicole, die auf Rudis Schoß saß und den Kopf beim Lachen zurückwarf, hatte es auch. Sie ließ den Oberkörper zurücksinken und legte ihre Wange an Rudis Wange.

Dann hob Mo wieder die Hand.

»Ihr Lieben«, sagte er, »wir haben heute einen besonderen Gast.«

Jeder wusste, dass ich gemeint war. Ich lehnte mich zurück und steckte mir die Zigarette, die hinter meinem Ohr geklemmt hatte, zwischen die Lippen. Ich machte sie nicht an, ich steckte sie mir nur zwischen die Lippen. Ich wusste nicht, ob es richtig war, dass ich mich zurückgelehnt hatte, aber das mit der Zigarette war genau richtig gewesen. Ich spürte es.

»Er heißt Dennis, und ihr kennt ihn alle«, sagte Mo. »Aber ich glaube nicht, dass ihr wisst, zu was er fähig ist. Ich kann erst mal nur so viel sagen: Er ist heute unser Gast, und ich möchte, dass ihr ihn mögt.«

Alle nickten. Die Mädchen nickten etwas zögerlicher. Es schien mir, als hätten sie im Hintergrund Angelegenheiten laufen, von denen kein Mensch etwas wissen konnte. Aber sie nickten auch, und es war gut, dass Mo gesagt hatte, was er gesagt hatte. Ich wusste, dass ich jemand war.

»Auf unseren Gast«, sagte Kai.

»Auf unseren Gast«, sagte mein Bruder Mario.

»Auf euch alle«, sagte ich.

Wenn ich auch vieles nicht wusste, so wusste ich doch, was

Erik Morlof, Sebastian Krüger und William Brian getan hatten. Jeder wusste das, sogar der Himmel und die Sterne.

Ich hatte Erik Morlof, Sebastian Krüger und William Brian einmal gesehen, nachts aus dem Fenster. Sie waren auf den Wohnblock zugegangen und hatten mit ihren Taschenlampen in mein Fenster geleuchtet. Es war zu der Zeit, in der ich der Meinung war, dass es mich vielleicht gar nicht gibt. Ich lag abends im Bett, sah mit geschlossenen Augen mein Zimmer vor mir und dachte: Es gibt mich nicht. Dann machte ich die Augen auf und sah plötzlich diese Lichter im Fenster. Ich sah die drei Gestalten unten auf der Wiese und wie sie zielsicher in mein Fenster leuchteten. Am nächsten Morgen wusste ich nicht mehr, ob es ein Traum gewesen war, aber das mit der Wasserleiche war keiner.

Sie hatten Lilly Wirths unten im Fluss gefunden. Lilly Wirths aus dem Heim. Jemand hatte ihre roten Haare auf dem Wasser treiben sehen, und wir waren alle dabei, als die Polizisten sie mit einem langen Stock ans Ufer zogen. Ich versuchte, wegzusehen, aber dann sah ich doch hin, und ich sah, dass kein Ausdruck mehr in ihren Augen war. Sie war nicht mehr Lilly Wirths.

Erik Morlof, Sebastian Krüger und William Brian standen dabei, und jeder wusste, dass sie Lilly Wirths verführt hatten. Sie hatten sie in die Waldhütte gelockt und mit Wodka abgefüllt, dann hatten sie es getan. Auf dem Tisch. Und hinterher hatten sie sie abgemurkst. Sie hatten ihr die Pulsadern aufgeschnitten, damit es wie ein Selbstmord aussah. Sie hatten auch Kondome benutzt und überhaupt alles richtig gemacht. Drei alte Männer und die kleine Lilly.

Die Polizei hörte irgendwann auf, das Ganze zu untersuchen, denn Lilly Wirths hatte keine Eltern, die sich dafür interessiert hätten. Die Erwachsenen beschäftigten sich auch nicht damit,

aber jeder wusste, wie es gewesen war. Jeder wusste, dass William Brian schon einmal wegen Körperverletzung gesessen hatte. Jeder wusste auch, dass Lilly Wirths Sängerin werden wollte. Es hatte nichts mit ihrem Tod zu tun, aber jeder wusste davon, sogar der Himmel und die Sterne wussten, dass Lilly Wirths Sängerin werden wollte.

Einmal hätte ich fast mit ihr geschlafen. Ich traf sie unten am Fluss, an einem der heißen Tage, kurz bevor sie ermordet wurde. Sie nahm mich mit in die Waldhütte, wo es angenehm kühl war. Wir setzten uns auf den Boden, und ich fragte mich, was sie mit mir vorhaben könnte.

»Ich habe etwas mit dir vor, Dennis, möchtest du wissen, was?«

»Klar.«

»Dazu musst du mir aber erst deinen größten Traum verraten.«

»So was habe ich nicht, Lilly.«

»Dennis«, sagte sie ernst, »warum lügst du mich an?«

»Mein größter Traum ist es, zu wissen, was du mit mir vorhast, Lilly.«

Ich fand, das war ein guter Kniff, aber sie seufzte über meinen Kopf hinweg und sagte: »So kommen wir nicht weiter.«

Es sah aus, als würde sie allerhand über mich wissen. Es sah aus, als würde sie mich lieben, und ich überlegte, ob ich dasselbe empfand. Ich überlegte, ob ich für sie durchs Feuer gehen und sterben würde. Ich war mir nicht sicher, aber ich hatte das Gefühl, dass ich nicht sterben wollte, es fühlte sich eher an, als wäre ich innen leer. Aber vielleicht liebte ich sie doch. Vielleicht liebten wir uns beide, und vielleicht wussten wir es auch, einfach wegen dieser ganzen Art und Weise, wie wir hier zusammensaßen.

»Wir sind Träumer,« sagte Lilly, »denn wir haben beide einen großen Traum. Und wir halten daran fest, was auch immer die anderen uns einreden wollen.«

Sie sah weiterhin über mich hinweg und schob ihr Kinn beim Sprechen etwas vor, das sah seltsam aus, aber auch schön.

»Ich habe keinen großen Traum, Lilly.«

»Schade Schokolade, dann wirst du auch nie erfahren, was ich mir für dich ausgedacht habe!«

»Dann eben nicht, Lilly, da kann man nichts machen.«

Jetzt sah sie mich noch ernster an, als sie mich eben angesehen hatte, so, als müsste ich noch sehr, sehr viel lernen. Dann holte sie einen Fettstift heraus und rieb sich die Lippen damit ein. Es war ein Erdbeer-Fettstift, das konnte ich lesen. Als sie fertig war, glänzten ihre Lippen.

Manchmal überlege ich, was damals mit uns los war. Es gab dieses Mädchen, sie hieß Lilly, und ihr Gesicht war sehr beweglich. Sie blies die Backen auf und zog die Augenbrauen zusammen, dann ließ sie die Backen mit einem Knallen platzen und rümpfte die Nase, und ich beobachtete sie dabei. Sie wusste das, deshalb ließ sie ihr Gesicht so spielen. Sie sah über mich hinweg, als stünde draußen jemand am Fenster, um ihr Zeichen zu geben, jemand, den wir beide nicht kannten, und den es eigentlich auch nicht gab. Das war mit uns los.

»Ich möchte Sängerin werden, Dennis, das ist mein Traum, und jeder weiß das, denn ich schäme mich nicht für meinen Traum. Ich bin ein Mensch, der zu seinen Träumen steht, Dennis.«

»Was für Lieder möchtest du denn singen, wenn du eine Sängerin bist, Lilly?«

»Liebeslieder und Lieder, die auf Partys laufen, Dennis.«

»Das ist ein schöner Traum, Lilly, ich habe auch einen

Traum, ich möchte Polizist werden.«

»Veräppeln kann ich mich alleine, Dennis.«

»Also gut, ich möchte Pilot werden, Lilly.«

»Du lügst.«

»Na gut, dann sage ich es dir ehrlich, Lilly, ich möchte der erste Mann auf dem Mond werden, das ist mein großer Traum.«

»Auf dem Mond war aber schon einer, Dennis.«

Wir drehten uns fürchterlich im Kreis. Sie sagte, dass sie mit mir schlafen würde, wenn ich ihr meinen Traum verrate, ich hatte aber keinen anderen Traum, als mit ihr zu schlafen. Und bevor ich mich entscheiden konnte, sie einfach zu küssen, kamen Erik Morlof, Sebastian Krüger und noch ein paar andere Männer herein, darunter mein Vater. Sie wollten Bier trinken und Karten spielen. Wir mussten raus.

Zurück beim Wohnblock dachte ich, dass Lilly Wirths wahrscheinlich doch ziemlich viel wusste. Sie war etwas Besonderes, das hatte sie gesagt, und ich war in der Hütte auch jemand Besonderes gewesen. Ich liebte sie, aber ich war mir verdammt noch mal nicht sicher. Ich wusste nicht, ob ich für sie durchs Feuer gehen würde, und wenn man jemanden liebte, musste man schon durchs Feuer gehen und sterben. Mo konnte mir nichts dazu sagen, denn er war nicht mehr da. Es war schon später, als ich vermutet hatte, an diesem letzten Abend mit Lilly.

Wir standen vor William Brians Wohnung, und ich musste den ersten Stein werfen. Die Scheibe rechts neben der Tür ging zu Bruch. Ich wusste, dass es die Küche war, denn unsere Wohnungen waren alle gleich. Hinter mir hörte ich den flachen, schnellen Atem der Mädchen, und es war gut, sie hinter mir zu wissen. Den zweiten Stein warf ich in das

Fenster links neben der Tür, und in dem Moment, in dem die Scheibe zersprang, fühlte es sich an, als hätte ich den Stein gar nicht geworfen. Meine Arme hingen unschuldig an meinem Körper herunter. Als ich mich umdrehte, waren die Mädchen weg. Es waren die Jungs, die schnell und flach atmeten. Mos und meine Freunde.

William Brian stand in der Tür. Er trug einen blauen Schlafanzug, ansonsten sah er aus wie immer. Es war der William Brian, den wir kannten. William Brian mit dem Schnurrbart und dem kleinen Kopf. Was mir Angst machte, war das Mitleid in seinen Augen. Er hatte einen der beiden Steine in der rechten Hand und sah mich an, als wäre ich derjenige, der etwas falsch gemacht hatte.

»Was machen wir denn jetzt mit dir, Dennis?«

Ich sah ihm fest in die Augen und schwieg. Seine Haare waren durcheinander, und weil sie im Licht des Wohnungsflurs leuchteten, konnte man sehen, dass sie alt und dünn waren. Jeder wusste, dass er mein Onkel war. Ich war sein Neffe, aber ich war auch derjenige, der sich getraut hatte, die Steine zu werfen.

»Wer hat dich dazu gezwungen?«, fragte William Brian.

In diesem Moment merkte ich plötzlich, dass auch die Jungs gegangen waren. Ich musste mich gar nicht umdrehen, ich spürte es einfach. Es war kühl geworden, und es war sehr still. William Brian hielt den Stein in meine Richtung.

»Was ist das? Was soll das?«

Ich hörte seinen Atem, aber da war noch ein anderer Atem. Als ich mich umdrehte, sah ich Mo. Er war einen Schritt zurückgegangen, aber er war noch da. Mo war noch da.

»Mortimer und Dennis«, sagte William Brian.

Wir saßen in seiner kleinen, beleuchteten Küche. Die Deckenlampe bewegte sich im kühlen Wind, der durch das

zerbrochene Fenster hereinwehte. Es sah aus, als wäre ein Krieg ausgebrochen, und Mo und ich hatten eine Mission in diesem Krieg. Das war klar. Wir mussten herauskriegen, was hier gespielt wurde.

»Mortimer und Dennis«, sagte William Brian wieder, »ich glaube, dass ihr beiden euch sehr gut miteinander versteht.«

Er lehnte sich zurück, als hätte er etwas erkannt.

»Und weißt du auch warum, Dennis? Weil dich der Mortimer nicht im Stich gelassen hat, als du eben so alleine dort standst. Versteh mich nicht falsch, ich finde es überhaupt nicht in Ordnung, was du mit den Steinen getan hast. Das ist eine Geschichte, über die wir uns noch einmal unterhalten müssen. Aber dass der Mortimer dir beisteht, das finde ich mutig, und ich muss ganz ehrlich sagen, dass ich nicht weiß, ob ich als junger Kerl auch so mutig gehandelt hätte.«

William Brian hatte die Stimme einer Lehrerin. Er sah mickrig aus und hatte gerötete Augen, aber seine Stimme war die einer ganz normalen, gesunden Lehrerin. Die Stimme kam aus seinem Mund heraus, als würde sie gar nicht zu ihm gehören, und es schien mir, als wollte er sich dahinter verstecken.

»Mortimer und Dennis«, sagte er, »ich möchte euch etwas erzählen. Es geht dabei um meine Frau. Sie ist vor zwanzig Jahren gestorben. Ihr wisst das, und ihr wisst auch, dass sie Ingrid hieß. Oder ihr wisst es vielleicht nicht, aber ich erzähle es euch jetzt, und was ich euch erzählen möchte, ist, dass ich ihr die Arme und die Beine gewaschen habe, im Krankenhaus, Mortimer und Dennis. Ich habe sie jeden Tag besucht und ihr die Arme und die Beine mit einem Waschlappen abgerieben, denn sie war nicht mehr dazu in der Lage. Sie konnte nicht mehr gehen und auch nicht mehr sprechen, man hatte ihr den Kehlkopf entfernen müssen, wie ihr wahrscheinlich

gehört habt. Manchmal glaube ich, dass es zu viele Gerüchte in dieser Gegend gibt, aber das mit meiner Frau stimmt zur Abwechslung einmal. Wie gesagt, ich wusch ihr also die Arme und die Beine. Ich wusch sie jeden Tag, und während ich sie wusch, redete ich mit ihr. Und obwohl sie bettlägerig war, interessierte sie sich für alles, Mortimer und Dennis. Sie interessierte sich für den Wetterbericht, und es interessierte sie auch zu hören, dass die Wohnanlage am Fluss, in der wir damals wohnten, neu gestrichen worden war. Die Wohnanlage war mit der grünen Farbe verschönert worden, die sie heute noch trägt, und wenn ich verschönert« sage, meine ich damit natürlich das Gegenteil. Um ehrlich zu sein, ist es so, dass ich dieses Grün grauenhaft fand und immer noch finde, und ich erinnere mich noch genau, wie ich damals zu meiner Frau sagte: »Sie haben die Wohnanlage über unsere Köpfe hinweg neu gestrichen«. Versteht ihr, was ich meine, Mortimer und Dennis? Ich war sauer, dass die Damen und Herren aus den oberen Etagen sich mal wieder keine Gedanken über die Meinungen und Ansichten der Bewohner gemacht hatten. Sie hatten die Anlage einfach streichen lassen.

Worauf ich hinaus will, ist aber, das meine Frau auch sauer war. Wir hatten so ein Zeichen verabredet, wenn sie nickte, war sie mit etwas einverstanden, wenn sie den Kopf schüttelte, bedeutete das, das sie mit etwas nicht einverstanden war. Und jetzt schüttelte Ingrid, meine Frau, entschieden den Kopf. Ich werde das nie vergessen. Es ist einer dieser Momente, die einfach bleiben. Magische Momente, Mortimer und Dennis. Ingrid konnte nicht mehr sprechen und nicht mehr gehen, aber das mit dem neuen Anstrich hatte man auch über ihren Kopf hinweg entschieden, und deshalb war sie zu Recht sauer. In diesem Moment hätte ich gerne die Damen und Herren aus den oberen Etagen ins Zimmer geführt, um ihnen zu zeigen,

wie wütend Ingrid war. Gleichzeitig war es aber gut, dass sie sich aufregte, denn es zeigte mir, dass sich noch Leben in ihr regte. Die Flamme des Lebens loderte noch in ihr, sie hatte noch Gefühle, sie war noch meine Frau. Sie war noch meine Frau Ingrid, die ich einmal geheiratet hatte.«

William Brian beugte sich vor. Er schien etwas Bestimmtes sagen zu wollen, und es konnte nicht mehr lange dauern. Das spürte ich. Andererseits musste William Brian auch aufpassen. Er konnte uns keinen Apfel für ein Ei vormachen. Mo und ich saßen hier mit ihm am Tisch, und wir hörten ihm ganz genau zu. Die Lampe schaukelte, und William Brian hatte sich vorgebeugt, aber wenn er glaubte, dass wir uns einwickeln lassen würden, lag er vollkommen falsch.

»Mortimer und Dennis«, sagte er, »ich möchte mich kurzfassen, denn ihr seid junge Kerle und habt sicher noch etwas anderes zu tun. Außerdem glaube ich, dass ihr beiden ganz in Ordnung seid. Ich darf das sagen mit meinen fünfzig Jahren. Also zurück zu meiner Frau. Ich besuchte sie damals jeden zweiten Tag und wusch ihr die Arme und die Beine, und wenn ich das tat, dann tat ich es, weil ich ohne Wenn und Aber hinter ihr stand. So wie du, Mortimer, heute hinter deinem Kumpel Dennis standest. Darum ging es mir damals, und darum geht es mir heute noch, denn während wir drei hier zusammensitzen, Mortimer und Dennis, stehe ich in Gedanken immer noch hinter meiner Frau. Worauf ich aber hinaus will, ist, dass meine Frau dann verstarb, und dass es mir anschließend eine ganze Zeit lang ziemlich schlecht ging. Ich ließ mich gehen und blieb viel alleine in der Wohnung. Das ist eine sehr private Sache, über die ich nicht viel sagen möchte. Jedenfalls klingelte es ein paar Wochen später plötzlich an der Tür. Die ganze Sache mit meiner Frau hatte es mit sich gebracht, dass ich niemanden mehr kannte, deshalb erwartete

ich keinen Besuch. Ich war ziemlich überrascht, als dann der Wohnungsverwalter vor mir stand. Hector Rengarten, ihr kennt ihn vielleicht. Ich hatte ihn bisher kaum kennengelernt, und er hatte es natürlich auch nicht für nötig befunden, mich nach dem Tod meiner Frau einmal zu besuchen. Er kam wegen irgendeiner Sanierung, die im ganzen Haus vorgenommen werden sollte. Und wie er da stand, und wie ich an der Hauswand gegenüber mal wieder dieses Toilettengrün sah, das sie gegen unseren Willen an die Wände geschmiert hatten, kam die alte Wut wieder hoch. Die Wut, die ich am Bett meiner Frau empfunden hatte, Mortimer und Dennis. Ich bat ihn rein, wir setzten uns hin, und ich versuchte natürlich, mich zusammenzureißen. Ich bin keiner, der sofort an die Decke geht, das kann man nun wirklich nicht sagen, aber als er dann mit dem Zettel herumwirbelte, den er unterschrieben haben wollte, war mir klar, dass ich ihn so nicht davonkommen lassen konnte. Ich musste die Sache mit dem Anstrich ansprechen, auch aus Verantwortung gegenüber meiner Frau heraus. Ich erzählte dem guten Hector Rengarten also die ganze Geschichte.

Ich erzählte ihm von Ingrids Waschlappen, den ich immer extra mit ins Krankenhaus gebracht hatte. Ich versuchte ihm das Ganze von Mensch zu Mensch nahezubringen, damit er es versteht, und als ich fertig war, sagte ich ihm, dass er mal für einen Moment ganz tief in sich hinein hören soll. Ich sagte ihm, dass er einmal wirklich aufrichtig sein soll, und wenn es das erste Mal in seinem Leben sein sollte. Das ist auch so ein Moment, der mir für immer im Kopf bleiben wird. Es ging mir ja schon lange nicht mehr um dieses Toilettengrün, versteht ihr das? Was ich euch hier erzähle, Mortimer und Dennis, ist eine dieser Geschichten, in der es um mehr geht, als man im ersten Moment denkt. Es ist eine dieser Geschichten, in

denen es um etwas Bestimmtes geht, Mortimer und Dennis. Ich wollte einfach, dass so ein Mensch wie Hector Rengarten mal für eine halbe Sekunde sein Herz entdeckt. Das war es auch, was ich zu Hector Rengarten sagte. Ich zwinkerte ihm zu und sagte: »Mein lieber Herr Rengarten, es geht mir jetzt nicht um diese Farbe, das kann man ja auch mit Humor nehmen, da kann man drüber lachen. Aber Hand aufs Herz, ist es ein Toilettengrün, oder ist es kein Toilettengrün?« Und was soll ich euch sagen, Mortimer und Dennis? Er sagte einfach nur, dass es sich bei dem Farbton um Aquamarin handele, und dass ich jetzt endlich mal den Zettel unterschreiben solle, wegen dem er gekommen war. Vollkommen trocken, ohne jedes menschliche Gefühl! Und da ist mir dann eben der Kragen geplatzt, Mortimer und Dennis. Da habe ich ihn dann krankenhausreif geschlagen. Ich habe meine Strafe dafür abgessen, wie ihr wahrscheinlich wisst, und es war ja auch wirklich nicht die richtige Antwort. Nicht, dass ihr mich falsch versteht. Was ich euch mit dieser ganzen Sache sagen will, ist nur, dass es in gewissen Situationen sehr schwierig ist im Leben, und dass es nicht immer so ist, wie man denkt, dass es vielleicht sein könnte.«

William Brian lehnte sich zurück. Er sah seine Hände an, die er wie bei einem Gebet gegeneinanderlegte. Es schien ihm darum zu gehen, die Größe seiner beiden Hände zu vergleichen, zumindest sah es so aus. Aber ich glaube, er dachte insgeheim nach.

Dann sah er uns an und sagte: »Ich stehe immer noch hinter meiner Frau, Mortimer und Dennis. Ohne Wenn und Aber.«

»William Brian«, sagte Mo.

»Ja, Mortimer?«, sagte William Brian.

»Sagt Ihnen der Name Liliane Wirths irgendetwas? Ich

meine, klingelt bei Ihnen etwas, wenn ich mal so ganz nebenbei den Namen Liliane Wirths erwähne?»

»Natürlich, Mortimer, das ist das junge Mädchen, das vor einem Jahr Selbstmord begangen hat. Eine traurige Geschichte.«

»Mehr fällt Ihnen dazu nicht ein?«

»Mehr fällt mir dazu nicht ein, Mortimer. Ich habe mit dieser Sache nichts zu tun.«

William Brian sah uns ganz nüchtern an. Ich sah zu Mo, und ich sah, dass wir es beide nicht wussten.

Draußen vor dem Wohnblock trafen wir die anderen wieder. Sie kamen aus der Dunkelheit, in der sie offenbar die ganze Zeit gewartet hatten. William Brian saß noch immer in seiner Küche und sah durch das zerbrochene Fenster zu uns heraus. Er war zu weit weg, um uns zu hören, aber er sah zu uns raus. Für einen Moment hatte ich das Gefühl, dass Mo die Hand heben würde, aber dann rückte er doch nur seine Kappe zurecht.

»Mo«, fragte ich, »was hältst du von dieser ganzen Sache?«

»Was ich davon halte?«, fragte Mo.

»Ja.«

Alle sahen Mo an. Mo sah ein Stück an mir vorbei.

»Das kann ich dir sagen, was ich davon halte, Dennis. Ich glaube, dass du hier ein kleines, aber ganz gefährliches Spielchen mit uns allen spielst.«

»Was für ein Spielchen?«, fragte ich.

Darauf ging Mo nicht ein. Er sah mit seinem speziellen Blick in die Runde. Es war der Blick, der besagte, dass jetzt eine wichtige Angelegenheit geklärt werden musste.

»Also, wenn du mich fragst, Mo«, sagte Justin, »dann glaube ich, dass unser Dennis hier ein kleines Spielchen mit uns spielt.«

»Ja«, sagte Sascha. »Er geht ein ganz kleines bisschen zu weit.«

»Dennis?«, fragte mein Bruder Mario.

»Ja?«, sagte ich.

»Ich bin dein Bruder, Dennis, aber ich bin enttäuscht und traurig, weil ich der Meinung bin, dass du hier ein ganz kleines Spielchen mit uns spielst, Dennis.«

Das Nächste, was ich weiß, ist, dass mich jemand im Schwitzkasten hatte. Es war Maik. Weit, weit entfernt sah ich die Umrisse der Müllcontainerfabrik. Dann lag ich auf dem Boden und hielt mir den Kopf mit den Händen.

Als ich aufwachte, war es dunkel, bis auf ein Licht, das mich ansah. Es war der Mond.

Für eine Sekunde hatte ich gehofft, dass es Gott sein könnte, aber es war der Mond. Ich stand auf. Ich hatte mir nichts gebrochen.

»Mo?«, fragte ich.

»Ja, Dennis?«, sagte Mo.

Er stand etwas entfernt im Dunkeln. Sein Gesicht konnte ich nicht sehen, aber er war noch da. Auch die anderen waren noch da. Sie standen verstreut auf der Betonfläche vor unserem Wohnblock, und ich wusste nicht, was es damit auf sich hatte, dass sie so zerstreut im Mondlicht herumstanden. Sie sahen aus wie Tiere auf einer Weide, die zerstreut herumstehen, ohne etwas Besonderes zu tun.

»Mo?«, fragte ich wieder.

»Ja, Dennis?«

»Was ist mit Erik Morlof und Sebastian Krüger?«

»Was soll mit ihnen sein, Dennis?«

»Vielleicht ist es Zeit, sie zu bestrafen?«

»Dennis«, sagte Mo.

Das war das Einzige, was er sagte. Er sagte es sehr ruhig und sehr bedacht. Ich hatte das Gefühl, dass ich nichts damit an-

fangen konnte. Ich ging nach Hause. Ich lag in meinem Bett und sah mit offenen Augen mein Zimmer vor mir. Mario, mein Bruder, war immer noch unten. Mario, der mich heute Abend verraten hatte. Seine Bettdecke lag auf dem Boden, denn er strampelte sie nachts immer herunter. Ich versuchte, an etwas Schönes zu denken. Ich dachte an Lilly Wirths, und wie sie wohl gesungen hatte, in ihrem Bett aus Wasser, in ihren letzten Sekunden.